

Wochenbeilage der „Darmstädter Zeitung“

Nr. 7

Darmstadt, den 18. Februar 1911

6. Jahrg.

Inhalt: Aus der Kulturgeschichte des Karnevals. Von Oskar Wiener-Prag. — Die Murreltier-Beist und die Beistgefahr für Europa. Von Fritz Wey. — Das Blut in Sage und Volksglauben. Von Dr. med. Adolf Start-Marienbad. — Johann Heinrich Merck in den Jahren 1762—1765. Von Dr. Karl Eselborn-Darmstadt. — Zur Trunkflucht der Frauen in England. Von Frank May. — Sinnpruch.

Unberechtigter Nachdruck verboten

Aus der Kulturgeschichte des Karnevals

Von Oskar Wiener-Prag

Karneval — ein eigenartig Wort. Woher stammt es, dieses Zauberwort, das die Jugend elektrisiert und selbst die griesgrämigen Graubärte heiter zu stimmen weiß? Die Gelehrten haben sich darüber den Kopf zerbrochen: manche übersehen es aus dem welschen *carne vale* — lebe wohl, Fleischgenuß! Andere sehen darin einen Hinweis auf den feierlichen Schiffszug, der alljährlich zu Belgien, Holland und am Rhein, wenn die Schiffsahrt wieder anhebt, mit Jubel und Pomp geübt wird. *Carrus navalis* — von prächtigen Schimmel gezogen, rollt auf Rädern das Schiff durch die Straße, eine närrische Prozession, die einst den Spötter Sebastian Brant zu seinem „Narrenschiff“ begeistert hat. Bis in den Rebel germanischer Heldenszeit verliert sich der Brauch, wo die Frühlingssöhne auf ihrem Wollenschiff über die feindlichen Meere glitt und sie einjegnete. Dieses Schiffsfest war im heiligen römischen Reich deutscher Nation die Wiege des Karnevals. Wenn das Eis in den Flüssen barst, war Hanswurst Trumpf; alles rüstete zur Karrenfrischweib, und die Käuze trieben in den Tagen vor Aschermittwoch unerhörte Faschnachtsposen. Auch im deutschen Süden liebte man den leichtsinnigen Prinzen Karneval; die lustigen Mäe und Karleise wurden überall am Faschingsdienstag mit Jubel und Schellengetöse willkommen geheißen. So ging es bis in die dunkleren Tage des Dreißigjährigen Krieges. Die fixen Zeit der Reformation war jeglichem Narrenwerk gram, und sie zerstückte mit eherner Faust den Faschingskarr: Schellenkrene und Fittlerstand legte ein rauher Sturm dahin. Erst als die Franzosen nach Deutschland kamen, als sie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ihre Schiffsbrüder über den Rhein schickten, brachten diese ungeliebten Gäste den Karneval als Tröster mit.

Die Franzosen hatten sich ihre Wissenschaft vom Karneval in Italien geholt, aber sie deuteten ihn als die sprichwörtliche Feinschmecker nach ihrem Sinne um, und so ist heute noch der „Booul gras“ der Mittelpunkt des Pariser Faschings. Wie leuchten die Augen der Bürger und Bürgerinnen, wie jubeln die fortpulsenden Damen der Halle, wie grinsen die beschwippenen Blumenmänner, wenn der Karnevalssoche, fest und statisch, mit vergoldeten Hörnern und im flatterndem Bänderwerk, geleitet von einer Prozession von Masken unter schmetternden Fanfaren der Musikbelle zum Schlächter geführt wird. — Da ist der Karneval von Venedig ein ganz anderes Fest; eine süße Feier der Verliebten, ist er ein neckisches Spiel der Härtlichkeit, und so verdient er wohl den Ruhm, der ihn seit Jahrhunderten zauberhaft umgibt. Mondschein, Mandolinengesänge, das gurrende Lachen Kolumbiens, das leise Kläffern der Mäe in den Lagunen, der Schall leidenschaftlicher Klänge — dies sind die Gesichte einer venezianischen Faschnacht. Beängstigend ist das Gedränge in dem Wirrwarr enger Gassen und Gässchen, hinter der schwarzen Samtlatze loden und glühen gefährliche Weiberaugen. Randierte Krüfte und Bonbons fliegen durch die Luft, Konfetti und Gipsfigelchen werden geworfen, und es schneit rote Rosen. Ein Feuerwerk prasselt, und seine grellen Funkenfarben täuschen für Augenblicke die Helligkeit des Tages vor; ein Meer von Luft, ein Sinnentausch sondergleichen ist dieses schöne Fest der Welt, aber einst sätlich im Schatten der Säuler auch der Mord mitten durch jenen Jubel, und ein blauer Dolch lauerte unter dem Faltenwurf des Domino nach dem gebahnten Opfer. Als Venedig noch eine Republik war und die Dogen auf ihrem goldenen Sessel thronten, da wurde am Tage des heiligen Stephan der Faschingsanfang mit Tierheben und Herkulesspielen eingeweiht, just so wie man früher in Rom dem Karneval durch ein Pferderennen höheren Glanz verlieh. Goethe hat in seiner Italienischen Reise den Faschnachtszauber in der Siebenbürgelstadt reichvoll geschildert. Die

lekten elf Tage vor Aschermittwoch ordnen sich dort zum Ringelreihen des Gemüses, es sind Tage, die rosigen Genien gleichen, und ihr Tanz reicht jung und alt mit sich; ein Freudentaumel wirbelt durch die ewige Stadt.

So hingebend wie die Italiener dient niemand sonst dem Prinzen Karneval. Zwar lieben es auch die Spanier, mit buntem Mummenschanz den Fasching zu begehen, und der heilige Sebastian hebt ihn aus der Taufe, allein die Karnevalsmeisteraden zu Madrid und Sevilla bleiben bloß ein beiseidener Rahmen für ein prunkvolles Stiergeficht. Nur am Rhein gibt es einen Karneval, der dem welschen Fasching gleichkommt; das ist in erster Linie der Karneval in Köln und Mainz. Närrische Korporationen haben ihn hier unter ihren Schutz genommen, und Männer von Geist und Humor sind seine Vasallen. Seit 70 Jahren läßt man im Rheinland wieder den leichtsinnigen Prinzen zu Gast und schwingt im hohen Tanzhaus des Kölner „Gürzich“ zu Füßen seines Thrones den Faschnachtsreigen. Da rasseln die Schellen, da knattern die Papierfischlängen, da steigen Wirtelaten zum Himmel, und die Karrenlatze wird zur Bürgertrone. Bis in die Tage der Reformation war der siebente Januar in allen deutschen Landen der Geburtstag einer ganz tanztollen und närrischen Zeit. Bis in die Nacht, die dem Aschermittwoch vorangeht, bis zum Anbeginn der großen Fasten, dauerte das muntere Spiel, und es steigerte sich in dieser „Faschnacht“ zu einer rauschenden Festivität. Die Wastenscherze arteten in ein Bachanal aus, und der „Faschnachtsabend“ wurde gefeiert mit üppigen Schmausereien und entlosten Trinkgelagen. So hielten sich unsere Vorfäter für die kommenden Entbehrungen schon im vornhinein schadlos. Die Schwendzeit aber, die Not und Kümmernisse in die deutschen Lande gebracht hatte, wandelte das Lachen zum Weinen, und Prinz Karneval floh. Jahrhundertlang blieb er in der Verbannung, und als er zurückkam, ein wenig schäftern und länger nicht mehr so lärmend, da fand er eine veränderte Welt vor. Zwar nahmen sich auch die nachfolgenden Präfektanten seiner an, allein nur an den Ufern des Rheins hat er seine alte ungeliebte Art wieder erlangt; dort ist er wieder der glänzende Cavalier von einst. Doch zu Hamburg, zu Berlin und Leipzig, wo man den famosen Karneval aus neue zu krönen suchte, hat er sich nie recht behaglich geföhlt, und alle Versuche, den Karneval mit seinen öffentlichen Aufzügen und seiner Maskenfreiheit in den Gauen der Lutheraner einzuföhren, sind mißglückt. Das kommt, weil hier die Fasten fehlen, da hat auch der Faschnachtsjubil kein Sinn. Aber dort, wo er noch herrscht, da wird geschwärmt und gelacht, und auf dem Lande werden die Bergfeuer angezündet, denn eine Mauernachts ohne „Funkenfontäne“ ist undenkbar.

So ist der Karneval ein bunterabunter Spiegel, der die Volksseele zurückstrahlt, und wer sich in sein Bild vertieft, kann daran ein mächtiges Stück Kulturgeschichte studieren. Auch der Literaturforscher hat aus der Karnevalslane unserer Altvordere manchen köstlichen Geschenk für die Enkel aufgefunden. Wer hat noch nichts von den Faschnachtsdichtungen des kernigen Hans Rosenplüt gehört, ein Schatzkästlein voll des derbsten und drastischen Humors sind sie, und Spiele namentlicher Art wurden seit Beginn des 15. Jahrhunderts überall zu Deutschland im Karneval aufgeführt. In Frankfurt, in Augsburg, in Eger, namentlich aber zu Nürnberg ergöhnte sich das Volk an jenen kleinen Komödien, die den Hanswurst zum Gebalter hatten. Scharlatane und Possenreißer waren die Selben, dem biederen Bauern stiftete man ein am Zeug und selbst Frau Venus trat in höchst eigener Person auf und führte ihre Liebhaber am Narrenheil. Der biedere Hans Sachs hat sieben Follanten mit solchen Faschnachtscherzen angefüllt, und sie sind ein Vorn silberklarer Sprudelnder Karnevalslane. Diese Quelle ist noch immer nicht verstopft und das ist vielleicht gut so, denn auch uns, den Söhnen einer späten Zeit, tut Lachen schon mal not.